Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 46 (1952)
Heft: 1

Artikel: Ein Friedenskämpfer
Autor: Susman, Margarete
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139618

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gißt, sie in die Tat umzusetzen. Bedenken wir, meine Brüder, das Beispiel des guten Samariters und sagen wir uns immer wieder, daß der wahre Christ der ist, der Barmherzigkeit übt, gleichgültig was für eine Etikette man ihm aufgeklebt hat.

Schauen wir nun aber noch, wie man den Hunger in Schach halten kann. Wir freuen uns, in diesem dritten Teil auf die Geschichte Josefs verweisen zu können, die eine Rechtfertigung der Planwirtschaft liefert, noch bevor dieses Wort üblich war. Um die Bedürfnisse des Volkes während der erwarteten sieben Notjahre zu befriedigen, hatte Josef beträchtliche Getreidevorräte angelegt, die ihn instand setzen sollten, nicht nur Ägypten eine Hungersnot zu ersparen, sondern auch anderen Völkern zu Hilfe zu kommen. Haben wir hier nicht das Musterbeispiel einer Planwirtschaft, die von der Sorge um den Nächsten, ja auch um den Fremden, der an unsere Türe klopft, eingegeben ist? Der Egoist hat nicht viel für die Planwirtschaft übrig, beschränkt sie doch seine Handlungsfreiheit und seine Profite. Der Christ sollte seinem Wesen nach ein Befürworter der Planwirtschaft sein. Aber wo sind in unseren Kirchen die Stimmen, die sich zugunsten der Planwirtschaft erheben? Sieht man nicht im Geschäftsleben viele Christen, die sich mehr um ihre individuelle Freiheit kümmern als um die Einführung einer Gesetzgebung, die die Erfolgsmöglichkeiten gleichmäßig auf alle verteilt? Wir wollen immerhin nichts übertreiben, meine Brüder: Es gibt Christen, die begriffen haben. Es gibt christliche Geschäftsleute, denen Gott das Herz an den rechten Fleck gesetzt hat. Unser inniger Wunsch geht dahin, daß es bald noch viel mehr sein mögen.

Meine Lieben, der Prophet Jesaja beschwört uns, unser Brot dem Hungrigen zu brechen. Wir haben gesehen, daß dies nicht nur eine sittliche Verpflichtung ist, sondern eine religiöse Pflicht, und daß man in unserer neuen Zeit auch neuzeitliche Lösungen für die Fragen finden muß, die uns gewisse wirtschaftliche Notstände stellen. Sein Brot dem Hungrigen zu brechen, heißt nicht nur ein Stück Brot einem Armen geben, den man vielleicht in den Hausgang hereinbittet; es heißt vielmehr, alle Maßnahmen verstehen und durch ein entsprechendes staatsbürgerliches Verhalten verwirklichen helfen, die geeignet sind, Brot genug in jedes Heim zu bringen. Erst dann werden wir von der Verantwortung los sein, daß jemand Gott, den wir anzubeten behaupten, lästern muß.

Roger Sauty.

Ein Friedenskämpfer

Der amerikanische Dichter Ernest Hemingway ist seit dem Ende des ersten Weltkriegs einer der radikalsten und unermüdlichsten Kämpfer für den Frieden gewesen. Er ist es freilich als ganz und gar heutiger, selbst tief vom Krieg geprägter Mensch in umgekehrter Richtung wie

die Propheten und alle Streiter für das Reich Gottes; sein Blick ist nicht aus der Finsternis des Weges in ein großes Licht gerichtet; das Licht ist vom Weltsturm ausgeblasen; er sieht vor sich und hinter sich nur die Finsternis. Er erblickt nicht die Zukunft eines strahlendes Friedensreiches; er lebt im Rückblick auf das Vergangene, auf die durchlebte Wirklichkeit des Krieges. Man könnte ihm von der Bibel aus vorwerfen, daß er dem Prophetenwort nicht Folge leistet, auf das Alte nicht zu achten und des Vorigen nicht zu gedenken. Aber er spricht von dem Vergangenen nicht, weil dies sein Wille, seine Absicht oder gar seine Aufgabe ist; er spricht von ihm, weil es ihn keinen Augenblick losläßt, weil es ihm mit der Beharrlichkeit eines Nachtmahrs bei Tag wie bei Nacht auf der Brust sitzt und sein Leben im Wachen und Schlafen verstört. Darum reicht keiner der stärksten Aufrufe zum Frieden, keine der ernstesten Abhandlungen über den drohenden Weltzerfall an die stumme entsetzliche Predigt dieses vom Krieg selbst Gezeichneten heran.

Schon unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, in seinem großen Roman «Farewell to arms» hat Hemingway ausgesprochen, daß nach dem Tun und Geschehen dieses Krieges alle Menschenworte entheiligt, entwertet, ihrer Wahrheit beraubt seien, daß mit Wahrheit nur noch Eigennamen oder Straßennamen ausgesprochen werden könnten. Aus dieser düsteren Einsicht ist eine neue Art von Dichtung erwachsen, in der alles, was bisher Poesie war, getilgt ist, in der alle Geschehnisse nur noch in den kargsten, nüchternsten Worten berichtet werden, so daß in der bestürzenden Einfachheit dieser Sprache sich alles mit der harten Deutlichkeit einer vom Föhn bloßgelegten Bergkette abzeichnet. Hemingway ist dieser Art der Gestaltung in allen seinen Romanen treu geblieben; jeder ist ein echtes Kunstwerk; aber keiner scheint mir an offenbarender Kraft an seinen ersten und nun wieder an seinen letzten Roman «Über den Fluß und in die Wälder»* heranzureichen.

Dieser Roman ist freilich, so sehr man dann für die Mühe des Lesens belohnt wird, sicher für alle Menschen schwer, oft fast unerträglich zu lesen, am schwersten aber für die Menschen eines Volkes, das keinen der beiden Weltkriege miterlebt hat und daher weder um die äußeren Strukturen des Krieges noch um seine inneren Erfahrungen weiß. Der Held ist ein hoher amerikanischer Offizier, der in beiden Weltkriegen, nur mit der Unterbrechung durch seine Verwundungen, mitgekämpft hat und ein vom Krieg an Leib und Seele gezeichneter und zerstörter Mensch ist. Er hat zehn schwere Gehirnerschütterungen, zahlreiche äußere und innere Verletzungen erlitten; sein Herz ist erschöpft und todkrank. Er spricht die abscheuliche Sprache des Krieges; er trinkt und flucht und sucht seine unablässigen Qualen durch ein Übermaß schädlicher Medikamente zu betäuben. Aber tiefer noch als in seinem zerrütteten Körper sitzt ihm der Krieg mit seiner Ordnung und seinem

* Steinberg-Verlag, Zürich.

Chaos, mit seiner Ordnung, die Chaos ist, in Geist und Herz; er kann die zahlenmäßigen Berechnungen, deren jede den Einsatz unzähliger Menschenleben bedeutet, in denen so der geringste Fehler zur unsühnbaren Schuld wird, in seinem Gedächtnis nicht verarbeiten; sie verfolgen ihn Tag und Nacht, sowie ihn das furchtbar geschändete Bild einzelner Toter verfolgt. Er lebt im Vergangenen als im Gegenwärtigen. Er rechnet und berechnet unaufhörlich, ob nicht noch etwas zu ändern, wieder gutzumachen wäre, ob nicht Unrecht in Recht, Tod in Leben zu wandeln wäre. Und indem er das ganze schreckliche Geschehene als eigene Verantwortung erlebt, erkennt er sein ganzes Leben als ein von Grund auf verfehltes. Aber erst wenn wir in all dem innewerden, welch kostbares, edles Gefäß hier zerbrochen ist, welche Strenge und Redlichkeit des Gewissens, welch echte Güte, welche Fülle an Liebe und Geist in dieser rauhen zerfetzten Hülle lebt, begreifen wir ganz, was der Krieg an Erniedrigung und Zerrüttung des Menschlichen bedeutet.

Die Romane Hemingways haben alle in verschiedener Ausgestaltung denselben Inhalt: die Verwüstung eines Lebens durch das Kriegsgeschehen und als einzigen Trost eine große Liebe, wie sie in solcher Freiheit und Losgebundenheit vor den beiden Kriegen nicht lebbar gewesen wäre –, eine tiefe traurige Liebe, in der der zerbrochene Mensch noch einmal Mensch, die zerfallene Seele noch einmal Seele wird. Es ist immer eine rein irdische Liebe; aber ergreifend glüht in jeder der Funke, der in jeder echten Liebe von oben her in das Irdische sinkt. Nirgends ist eine solche Liebe, die Verflechtung zweier ungleicher Seelen am Rand des Todes so sehr als reines Wunder gestaltet wie in diesem letzten Roman Hemingways.

Wir erleben nur die beiden letzten Tage des Helden und in ihnen das Seltsame dieser Liebe. Diese beiden Tage spielen in der Stadt, die der einundfünfzigjährige Krieger, der in den Kriegen durch ganz Europa geschweift ist, über alle Städte der Erde liebt: in Venedig, das er im ersten Weltkrieg als Einundzwanzigjähriger mitverteidigt hat und das er durch den Einsatz seines Lebens fast als sein Eigentum begreift, dieser Stadt, die aber auch dadurch sein Eigentum ist, daß er ihre Entstehung, ihre Geschichte, die Geheimnisse ihrer alten Paläste, ihrer dunklen Kanäle, das verwirrende Netz ihrer Straßen und Brücken kennt, jeden Turm in ihr und ihrer Umgebung in seiner besonderen Bestimmung und Schönheit liebt. Und nun widerfährt ihm am vorletzten Tage das Wunder: ein junges, schönes, wissendes Mädchen, eine Gräfin aus altem venezianischem Geschlecht, tritt als Verkörperung der Stadt seiner Liebe auf den Alternden, Sterbenden zu. Ein alternder Mann, ein blutjunges Mädchen – es ist ein uns heute nur zu vertrauter und – bei aller geheimen Tragik, die er wohl stets in sich birgt – uns eher frivol berührender Gegenstand. Aber hier, in dieser Erzählung, der Atmosphäre Venedigs, des Krieges und des Todes, hat diese Beziehung einen tiefen seelischen und geistigen Grund. Diese späte Geliebte *muß* so jung

sein, um dem Todesnahen und Todesgewissen in aller Trauer dieser Liebe noch einmal die ganze blühende Fülle des Lebens zu schenken; sie muß aber auch weit über ihre Jahre reif sein; sie muß in Geist und Wissen uralt sein wie die Stadt, der sie entstammt. Diese beiden nach Alter, Herkunft und Schicksal so ungleichen Menschen verstehen einander im Zeichen der gleichen hohen alten Kultur, und es scheinen in dieser Liebe fast wie in der Heiligen Schrift Liebe und Erkennen eins. Wie der Ernst eines durchgebildeten Geistes, so bricht durch die kriegsverwilderte Sprache des Mannes immer wieder eine unendliche Zartheit des Herzens hindurch; und das junge blühende Mädchen, vor dem noch das ganze Leben liegt, kann dem Alternden, dem das Leben, das hinter ihm liegt, als ein zutiefst verfehltes erscheint, das erlösende Wort menschlicher Liebe sagen: «Ich möchte nicht nur ich sein, ich möchte auch du sein.» Und sie bewahrheitet dies Wort: sie sucht ganz in sein Leben einzudringen. Das tiefste Wunder dieser Liebe, das hinter dem keines Feenmärchens zurücksteht, ist, daß die Junge, Lebensvolle die Aufgabe ihrer Liebe darin begreift, an Stelle aller Liebesgespräche den von der Wirklichkeit des Krieges zugrundegerichteten Mann immer wieder eindringlich und beharrlich nach seinen Kriegserlebnissen zu fragen, die sie kraft ihrer Liebe und ihres seltenen Verstandes bis in alle Einzelheiten und in ihrer ganzen Bedeutung für ihn begreift, um ihm die schwerste Last von den Schultern zu nehmen, damit er in Ruhe sterben kann.

Er vermag dies späte Glück nicht zu überleben; er selbst gibt sich nach dem Abschied von seiner Liebe den ihm verhängten Tod. So enthüllt sich in dieser Dichtung am Symbol eines einzelnen Lebens die ganze sprengende Furchtbarkeit des Krieges. Und wir fragen uns mit Grauen, in welchen unausdenkbaren Abgrund der Wahnsinn einer noch weit furchtbareren Aufrüstung, der schon heute die besten Kräfte der Völker verzehrt, eine an Geist und Herz völlig entmachtete, wehrlos gewordene Menschheit stürzen wird. *Margarete Susman*

Worte von Leonhard Ragaz*

... Unsere ganze Welt löst sich auf und versinkt in ein Chaos. Dieses harrt auf ein neues Schöpfungswort. Die chaotisch gewordene Welt verlangt nach einer neuen Orientierung. Sie liegt in schweren Geburtswehen und ruft nach Geburtshilfe. Sie verlangt vor allem nach einer neuen *Einheit*, nicht nur einer politischen und sozialen, sondern vor allem auch einer geistigen. Nicht kann es länger ertragen werden, daß Politik, Moral und Religion in krassem Widerspruch stehen; aber auch nicht, daß es eine Wissenschaft und Kunst gibt, die *neben* dem Glauben stehen,

* Aus «Der größere Christus», Aprilheft der «Neuen Wege» 1945.